

Stefan Plaggenborg

Neue Literatur zur Geschichte des Stalinismus

Robert W. Thurston, *Life and Terror in Stalin's Russia, 1934–1941*, Yale UP, New Haven etc. 1996, XXI + 296 S., geb., 30 \$.

Stephen Kotkin, *Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization*, University of California Press, Berkeley etc. 1996, XXIII + 639 S., geb., 45,59 \$.

Jochen Hellbeck (Hrsg.), *Tagebuch aus Moskau 1931–1939*. Aus dem Russischen übers. v. dems., Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1996, 330 S., brosch., 34 DM.

Véronique Garros/Natalia Korenevskaya/Thomas Lahusen (Hrsg.), *Intimacy and Terror. Soviet Diaries of the 1930's*, The New Press, New York 1995, XX + 394 S., geb., 27,50 \$.

Adam Hochschild, *Stalins Schatten. Gespräche mit Russen heute*. Aus dem Englischen übers. v. *Brigitte Flickinger*, Steidl Verlag, Göttingen 1994, 317 S., brosch., 28 DM.

David L. Hoffmann, *Peasant Metropolis. Social Identities in Moscow, 1929–1941*, Cornell UP, Ithaca etc. 1994, XVI + 282 S., geb., 25,50 \$.

Ralf Stettner, »Archipel GULag«: *Stalins Zwangslager. Terrorinstrument und Wirtschaftsgigant. Entstehung, Organisation und Funktion des sowjetischen Lagersystems 1928–1956*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn etc. 1996, 448 S., geb., 68 DM.

Richard Stites (Hrsg.), *Culture and Entertainment in Wartime Russia*, Indiana UP, Bloomington etc. 1995, 215 S., Ln., 29,95 \$.

Im Bereich der Stalinismus-Forschung sind in letzter Zeit einige Untersuchungen in westlichen Sprachen erschienen, die z. T. von der Öffnung der Archive profitieren. Obwohl sich eine bestimmte Richtung der Forschung nicht feststellen läßt, scheinen tendenziell die historisch orientierten, sozialwissenschaftlichen Studien seltener zu werden. Die hier besprochenen Titel sind in ihren Herangehensweisen und Ergebnissen heterogen, z. T. widersprechen sie einander.

In Robert W. Thurstons Untersuchung geht es um die gesellschaftliche Normalität im Stalinismus, mehr noch, um die Unterstützung in der Bevölkerung für den Stalinismus und den Terror. Der Autor möchte die These widerlegen, wonach der Terror die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzt habe. Warum, so fragt er, haben zwischen 1935 und 1939 so viele Menschen die Gewalt des Staates nicht nur unterstützt, sondern sie auch selbst ausgeübt? Diese Seite des Stalinismus versucht Thurston in sieben Kapiteln aufzudecken. Zu Beginn berichtet er von den Versuchen, die Geheimpolizei, seit 1934 unter

dem Dach des »Volkskommissariats für innere Angelegenheiten« (NKVD), in ihren außerordentlichen Kompetenzen und Verfahren einzuschränken. Besonders Andrej Vyšinskij, in den Moskauer Schauprozessen 1936/38 der berühmte Generalstaatsanwalt, setzte sich für eine Verrechtlichung der Verfahren ein. Seiner Meinung nach sollte der Staat nicht länger mit Zwang regieren, sondern müsse zu einer Praxis der geregelten Verfahren im justiziellen Bereich übergehen. Thurston zeigt, daß die Zahl der Verhaftungen aus politischen Gründen 1935 und 1936 zwar bedeutend niedriger lag als im Vergleichsjahr 1933, aber dennoch seit 1934 wieder anstieg. Er folgert: »There is no pattern of increasing terror« (S. 11). Der Autor meint also, daß die willkürlichen Verhaftungen und Erschießungen nach dem Mord an dem Leningrader Parteisekretär Kirov am 1. Dezember 1934 sowie die Verhöre, Folterungen, die gefälschten und erpreßten Anklagen für den ersten Moskauer Schauprozess im August 1936 darauf hinausliefen, daß »judicial practice now became more humane and concerned for individuals' rights« (ebd.).

Bereits hier offenbart sich das Grunddilemma dieses Buches. Thurston stellt berechnete Fragen, ist findig im Beschreiben von Details und hat seine Stärken auf der deskriptiven Ebene. Seine Interpretationen aber sind zumeist absurd. Dieser Eindruck bestätigt sich in den folgenden Kapiteln. Beide Ebenen sollte man bei der Lektüre strikt auseinanderhalten. Auf der deskriptiven Ebene kommt Thurston zu interessanten Aussagen, bei den Schlußfolgerungen ist sein Buch töricht. Zuzustimmen ist dem Autor bei der Feststellung, daß in der Sowjetunion ein Prozeß der revolutionären Abkühlung nach der Zwangskollektivierung und dem ersten Fünfjahrplan in Gang gesetzt wurde, der auf eine stärkere Regulierung, Steuerungsfähigkeit und vor allem Verrechtlichung aller Bereiche zielte. Die Geheimpolizei war davon nicht ausgenommen. Weiterhin stimmt es, daß Vyšinskij und der damalige Justizkommissar Krylenko untereinander eine heftige Kontroverse über den Charakter und die Rolle des Rechts beim sozialistischen Aufbau ausfochten, bei der sich Vyšinskij durchsetzte und Krylenko Posten und Leben verlor. Diese Debatte fand jedoch statt, während der Terror anhub.

Das folgende Kapitel dient in erster Linie dazu, nicht Stalin als den Initiator des Terrors darzustellen. Im Zentralkomitee (CK) der Kommunistischen Partei sprach sich kaum jemand für Terror aus, während »Wachsamkeitskampagnen« breite Zustimmung fanden. Allein Nikolaj Ežov, vor seiner Ernennung zum Innenkommissar Leiter der Partei-Kontrollkommission, profilierte sich als Befürworter von Gewalt. Selbst Kirovs Tod hat, ausweislich der CK-Protokolle, hier nicht verschärfend gewirkt. Aber Ežovs Treiben – so Thurston – wirkte radikalisiert: Ihm sei es zu verdanken, daß das Zentralkomitee die Parteisäuberung in ein Vehikel zur Entlarvung von »Feinden« umfunktionierte. Nach seinem Aufstieg im September 1936 zum Volkskommissar für innere Angelegenheiten »something new was clearly under way« (S. 35). Stalin, so erfährt der Leser, nahm die Berichte über »Feinde« und »Schädlinge« als bare Münze. Auf diese Weise erklärt Thurston auch den Terror gegen die Führung der Roten Armee. Ob nun deutsche Fehlinformationen für eine Beschuldigung Marschall Tuchačevskijs verantwortlich waren oder nicht, Stalin glaubte den Vorwürfen. Die Vernichtung der Offiziere gehe auf Stalins Konto. Ebenso seien die Schauprozesse Stalins Werk, eine Folge der Feindeshysterie. Aber, so zeigt Thurston anhand der (allerdings dürftig überlieferten) Reden Stalins und der CK-Protokolle, Stalins Haltung schwankte zwischen 1934 und 1937, so daß sich kaum behaupten läßt, der Generalsekretär sei Initiator und Drahtzieher des Terrors gewesen.

Das zentrale Kapitel behandelt die Arbeit der politischen Polizei in den Jahren 1937 und 1938. Hier versucht Thurston nachzuweisen, daß der Terror kalkulierbar war. Als Ziele ließen sich frühere Kriminelle und Personen, die mit den Behörden aneinandergeraten waren, ausmachen, außerdem Kulaken, Nationalisten, »Weiße« und Kirchenleute. Der Terror richtete sich deshalb nicht gegen die Bevölkerung im allgemeinen, sondern gegen »people already stigmatized« (S. 60). Damit verbunden ist Thurstons zweite

Hauptthese, die in dem Buch den roten Faden abgibt: »This activity [der Terror – S.P.] would not necessarily have frightened those still at liberty« (ebd.).

Der Terror der Jahre 1937/38, gewiß der Höhepunkt der stalinistischen Vernichtungspolitik, zeugte jedoch auch von einer gewissen Planlosigkeit. Zwar hatte Ežov im Juli 1937 »Planziffern« für Verhaftungen und Erschießungen pro Verwaltungseinheit festgelegt, es sollte sich aber herausstellen, daß diese übererfüllt wurden. Thurston erkennt in dieser Situation keine geplante Kampagne, sondern »an explosion of madness or fear at the top« (S. 62). Mit Getty, Rittersporn und Zemskov zählt Thurston etwa 2,5 Millionen Verhaftungen und 681 692 Hinrichtungen allein für die Jahre 1937/38.¹ Thurston berichtet von dem besonders bedrückenden Beispiel Turkmenistan. Hier hatte der lokale NKVD nach Verkündung der Juli-Ziffern in Ermangelung genügender »Volksfeinde« Marktplätze umstellt, Männer abtransportiert und erschossen. Dieser Fall wäre vermutlich nie ans Tageslicht gekommen, wenn nicht eine Moskauer Kommission 1939 der Sache nachgegangen wäre – für Thurston der Beweis für den Ausnahmecharakter dieses Ereignisses. Der NKVD sei für eine solche Massenvernichtung in der Regel personell nicht stark genug gewesen. Thurston hantiert mit äußerst geringen Mitarbeiterzahlen in den NKVD-Abteilungen vor Ort. Wie es möglich war, daß in Turkmenistan der Plan dennoch übererfüllt wurde, darüber klärt er uns nicht auf. Die Täterfrage stellt Thurston nicht, denn »policy and practice did not aim to terrorize citizens« (S. 89).

Gegen Ende des Jahres 1938 zeigte sich, daß der NKVD und sein Kommissar Ežov selbst in den Sog des Terrors gerieten. Mit Ežovs Absetzung im November (er behielt andere Ämter noch über Monate hinweg) und der Nachfolge durch Berija setzte ein Wandel ein, der wiederum durch eine gewisse Verrechtlichung gekennzeichnet war. Statt der NKVD-Willkür sollten nun die justiziellen Institutionen stärkeres Gewicht erhalten. Erneut war Vyšinskij der Hauptvertreter dieser Richtung. Der NKVD wurde in seinen Handlungen durch die Justiz kontrolliert. Auf dieser Grundlage setzt Thurston seine Beweisführung fort, daß in der Bevölkerung keine Angst vor Terror geherrscht habe. Zahlreiche Fälle aus allen Gebieten der Sowjetunion und aus allen Schichten der Bevölkerung belegen nach seiner Meinung, »that extensive fear did not exist in the USSR at any time in the late 1930s« (S. 159). Viele Menschen hätten begriffen, daß nicht sie, sondern andere zu Recht Opfer der Verfolgung geworden seien.

Im Kapitel über »Life in the Factories« liefert Thurston farbige Bilder aus dem betrieblichen Alltag. Insbesondere legt er auf die Stachanov-Bewegung Wert, die parallel zum Terror in Gang kam, den Arbeitern Möglichkeiten bot, sich gegen das Management der Betriebe zu wenden, Formen des Protestes zu entwickeln und auch eigene Forderungen und Bedürfnisse zu artikulieren und durchzusetzen. Thurston kommt es auf die Mittäterschaft der Arbeiter am stalinistischen Terror an. Sie hätten Funktionen in Kommissionen, als Inspektoren und Kontrolleure sowie in Volksgerichten übernommen, dadurch Autorität gewonnen und diesen Zuwachs an Macht gegen andere, auch Höhergestellte, gewendet. Thurston meint, daß der Sowjetstaat der Bevölkerung in den späten 1930er Jahren »a limited but positive political role« zugestanden habe (S. 193).

Abschließend geht Thurston auf die Reaktionen der sowjetischen Bevölkerung beim deutschen Überfall ein: der »Lackmustest« für den Stalinismus. Trotz des Terrors gegen die Armeeführung, der das anfängliche Desaster der Landesverteidigung verursacht habe, sei es der Roten Armee bekanntlich gelungen, durch harten Kampf die Deutschen zu stoppen. In den Randgebieten zeigte sich anfangs Sympathie für die Deutschen, im russischen Kernland war davon nichts zu spüren. Die massenweise Unterstützung für den Sowjetstaat gegen die Eindringlinge wertet Thurston als Beleg dafür, daß der Ter-

1 J. Arch Getty/Gábor T. Rittersporn/Viktor N. Zemskov, Victims of the Soviet Penal System in the Pre-war Years. A First Approach on the Basis of Archival Evidence, in: AHR 98, 1993, S. 1017–1049.

ror die Russen nicht gelähmt habe und große Teile der Bevölkerung den Stalinismus zu verteidigen bereit waren.

Halten wir die ernsthaften Kernaussagen fest: Der Terror erwies sich als nicht von oben gesteuert; Stalin suchte eine Linie in diesem Prozeß, fand sie aber nicht sofort; der NKVD mit Ežov leistete einer Eigendynamik des Terrors Vorschub, die von der aus den Parteisäuberungen 1935 hervorgegangenen Hatz auf Feinde verstärkt wurde; die Führung mit Stalin glaubte allen Ernstes an die Existenz von zahllosen Feinden, die auszurotten seien; von einer zielgerichteten Politik zum Zwecke der Terrorisierung der Bevölkerung könne keine Rede sein; ebensowenig von der vielfach behaupteten allgemeinen Angst als Gesamtzustand in der Bevölkerung; die sowjetische Gesellschaft sei vielmehr an den Entwicklungen im Stalinismus beteiligt gewesen.

Hätte Thurston nur auf dieser Ebene argumentiert, wäre sein Buch passabel geworden; es hätte sich eingefügt in neuere Interpretationen des Stalinismus, wenngleich die Ergebnisse nicht neu sind. Thurstons Materialien bestätigen frühere Untersuchungen. So verdient die Aussage, Stalin habe auf Entwicklungen reagiert, sie jedoch nicht gelenkt, ernst genommen zu werden. Diese These ist aber spätestens seit Gábor T. Rittersporns und Arch J. Gettys Untersuchungen geläufig², wie auch Rittersporns »omnipresent conspiracy« in Thurstons Buch Bestätigung findet³, ohne jedoch erwähnt oder diskutiert zu werden. Überhaupt hält sich die Diskussion anderer Forschungsarbeiten sehr in Grenzen. So hat Robert Maier umfassende Studie über die Stachanov-Bewegung dazu bereits alles wichtige gesagt.⁴ Sie wird von Thurston durch eine unkommentierte Anmerkung honoriert. Donald Filtzers These von der »Atomisierung« der Arbeiterschaft zu Herrschaftszwecken diskutiert Thurston nicht.⁵ Thurstons »Lackmustest« des deutschen Überfalls ist ebenfalls nicht neu und in der Sache bekannt. Doch sind dies nicht allzu schwerwiegende Bedenken gegen das Buch. Wichtiger sind die folgenden Einwände: Thurston konstruiert sich eine Ausgangsbasis, die von der sehr lebendigen Forschung mittlerweile überholt ist. Anstatt sich mit der jüngeren Forschung auseinanderzusetzen und sich nuanciert in die Reihe der »Revisionisten« einzuordnen (wohin er gehört), reibt er sich an der älteren Forschung. Dabei aber sprühen keine Funken, weil die These von der allbeherrschenden Angst, die Thurston mit viel Aufwand zu erledigen versucht, viel zu glatt ist.

Warum tut er das? Verständlich wird seine Argumentation aus dem Zustand der US-amerikanischen Stalinismusforschung, die sich den Luxus der Lagerbildung erlaubt, wobei die »Revisionisten« – sozial- und kulturgeschichtlich informierte Historikerinnen und Historiker – den Vertretern der politischen Geschichte gegenüberstehen. Thurston hat sich offensichtlich einer Lagermentalität unterworfen, bei der es ums Rechthaben geht, weniger um die Lösung von Problemen. Der Autor ist das Opfer dieser unglücklichen Konstellation geworden – was er freilich hätte ändern können. Die Frage nach der Angst wird von Thurston so beantwortet, daß es eine gesellschaftliche Normalität im Stalinismus gegeben hat, die der Terror nicht berührte. Das ist jedoch selbstverständlich: Die Menschen arbeiteten, zeugten Kinder, fuhren auf ihre Datschen. Aber was sagt das über den Stalinismus aus?

Weitaus schwerwiegender sind indes die Kritikpunkte, die sich aus den Schlußfolgerungen Thurstons ergeben. Hier finden sich gewagte Thesen: Gewiß gab es die Tendenz

2 Gábor T. Rittersporn, *Stalinist Simplifications and Soviet Complications. Social Tensions and Political Conflicts in the USSR, 1933–1953*, Chur etc. 1991.

3 Ders., *The Omnipresent Conspiracy: On Soviet Imagery of Politics and Social Relations in the 1930s*, in: J. Arch Getty/Robert T. Manning, *Stalinist Terror. New Perspectives*, Cambridge 1993.

4 Robert Maier, *Die Stachanovbewegung 1936–1938*, Stuttgart 1990.

5 Donald Filtzer, *Soviet Workers and the Stalinist Industrialisation. The Formation of Modern Soviet Production Relations*, London 1986.

zur Regulierung und Verrechtlichung, aber noch im Februar 1937, so Thurston, »there was still no mass terror« (S. 36). Wir lernen: Der erste und der zweite Schauprozeß waren vorbei, zahlreiche Angeklagte hingerichtet; der langjährige Mitstreiter Stalins, Grigorij (Sergo) Ordžonikidze hatte sich soeben erschossen; 620 745 Verurteilungen der Geheimpolizei in den Jahren 1934/36 (S. 10, auf der Basis einer zweifelhaften Quelle errechnet) ergeben keinen Massenterror. Getty, Rittersporn und Zemskov hatten aus ihren Materialien gefolgert, daß sich der Terror vornehmlich gegen die Eliten in Staat, Wirtschaft, Partei gerichtet habe. Thurston hält den Terror für kalkulierbar und verwässert damit diese Aussage, indem er schließt: »It would be a mistake, however, to conclude from such information that the whole country was terrorized or that Stalin set out to destroy all opposition to his rule« (S. 68). Man muß es noch einmal wiederholen: 2,5 Millionen Verhaftete, über 680 000 Hinrichtungen allein 1937/38. Thurston reicht das nicht. Darin liegt seine krause Logik: Er sagt richtigerweise, der Terror sei keine von oben geplante, gesteuerte und kontrollierte Aktion gewesen, verharmlost ihn im selben Atemzug jedoch, weil nicht die ganze Bevölkerung betroffen gewesen sei, sondern »nur« bestimmte Ziele. Immer sei es darum gegangen, als real betrachtete Feinde dingfest zu machen. Daß der Verhaftete ein Feind war, schien durch die Tatsache der Verhaftung hinreichend bewiesen. Zwar hat Thurston in dem Punkt recht, daß bestimmte Gruppen prozentual weniger vom Terror betroffen wurden, Arbeiter und Frauen z. B., Führungskräfte hingegen weitaus stärker. Wäre er aber auf die Idee gekommen, statt des Kapitels über Industriearbeiter eines über Intellektuelle zu schreiben, dann wäre er mit seinen Aussagen vermutlich vorsichtiger gewesen. Haarsträubend ist seine implizite Logik: Erst wenn restlos alle Bürger verfolgt und verhaftet worden wären, dann hätte der Terror womöglich Angst unter der Bevölkerung (welcher?) hervorgerufen. In den Worten Thurstons: Es sei nicht richtig, wenn man behaupte, daß alle oder doch die Mehrheit terrorisiert worden seien; dies sei »as incorrect for the USSR in the last half of the 1930s as it is for Germany at the same time« (S. 159).

Auch was das Abebben des Terrors angeht, vergreift sich Thurston. Weniger Willkür bedeutete nicht, daß er verschwand. Thurston folgert aus der neuerlichen Verrechtlichungsdebatte 1938/39: »The Terror had ended« (S. 116). Das ist unrichtig, denn die Gewalt setzte sich, nachzuweisen an Tausenden von Fällen, bis in das Todesjahr Stalins 1953 fort. Und noch einmal schießt Thurston über das Ziel hinaus, wenn er im selben Zusammenhang der von Berija angeführten »Liberalisierung« gute Chancen einräumt, hätten nicht die Deutschen 1941 die Sowjetunion überfallen (S. 131). Nicht nachvollziehbar ist die These, daß die Erfahrung von Partizipation und Kritik während der 1930er Jahre mit zusätzlichen sozialen und demographischen Faktoren die Basis für die Perestrojka der 1980er Jahre bildete: »Stalinism created the preconditions for perestrojka« (S. 229). Schließlich die Quellen: Mit einer Vielzahl von Beispielen »belegt« Thurston seine Interpretationen. Es kam vor, daß Stalin ohne Folgen öffentlich kritisiert wurde. Ein andermal wurde jemand auf einer Versammlung als Volksfeind beschimpft, und es gelang ihm durch geschickte Antworten, seinen Kopf aus der Schlange zu ziehen. Viele von Thurston zitierte Quellen sagen nichts über Angst: Also gab es sie nicht! Der Autor formuliert nicht nur mehr als fragwürdige Thesen; er versteht das Grundproblem sowjetischer Quellen der 1930er Jahre nicht, obwohl er es selbst formuliert: »It seems odd to maintain that a large body of evidence does not mean what it says and that something quite different was true« (S. 157).

Schlußendlich ist Thurstons Buchkomposition grundsätzlich schief. Es geht ernsthaft nicht mehr an, von Terror zu sprechen, ohne die Kollektivierung und Dekulakisierung, also Deportationen und Massenerschießungen, zu erwähnen. Das war Terror und auch »life«. A propos: die Bauern wollen nicht in Thurstons Bild passen, weil sie, der größte Teil der Bevölkerung, am meisten unter dem Stalinismus zu leiden hatten und wohl

kaum zu den Sympathisanten des Stalinismus zählten.⁶ Sie kommen aber nicht vor. Methodisch ist nicht klar, was Thurston will. Weder handelt es sich um eine Alltagsgeschichte, noch um eine Mikrostudie noch um eine Untersuchung, die exemplarisch den Stalinismus als soziale Praxis beschreibt. Was »life« in diesem Falle sein soll, bleibt unklar. So macht sich die Theorieferne nachteilig bemerkbar.

Ganz anders ist Stephen Kotkins Dissertation über Magnitogorsk oder »Stalinism as a Civilization« zu bewerten. Was beschreibt Kotkin, und welche Synthese gewinnt er aus seinem Untersuchungsgegenstand? Der erste Teil des Buches läßt sich auf zwei Arten lesen. Die eine Version ist eine atemraubende Erfolgsstory: Die Bolschewiki haben einen jungfräulichen Berg an den südlichen Ausläufern des Urals, der soviel Eisenerz enthielt, daß in seiner Nähe die Kompaßnadel zitterte, zum weltgrößten Roheisen- und Stahlkombinat umgewandelt. Aus dem Nichts haben sie es vermocht, unter widrigsten klimatischen Bedingungen eine gigantische Fabrik in die Steppe zu stellen, ohne ausländisches Kapital und fast ohne westliches Know-how. Diese Fabrik sollte nach kurzer Zeit annähernd soviel Roheisen herstellen wie alle russischen Eisenproduzenten im Zarenreich insgesamt im Jahre 1913. Ende 1938, sieben Jahre, nachdem der erste Hochofen in Betrieb genommen worden war, produzierte das Werk über 7,5 Millionen Tonnen Roheisen, fünf Millionen Tonnen Stahl und drei Millionen Tonnen Walzstahl, und das, obwohl die Kohle über riesige Entfernungen an die Produktionsstätte transportiert werden mußte. Zugleich gelang es dem Regime, die dazugehörige Stadt aus dem Boden zu stampfen. Nachdem 1929 die ersten 25 Siedler im zukünftigen Magnitogorsk (Magnetstadt) angekommen waren, schnellte die Bevölkerungszahl in den 1930er Jahren auf über 250 000 hoch. Man brachte die Leute unter, versorgte sie, schickte die Kinder in Schulen, baute Straßen, einen Bahnhof, einen Flugplatz und einen Staudamm, schuf Behörden und verwaltete. Magnitogorsk – der Triumph des Sozialismus à la Stalin, die großartige Modernisierung, die Gegenzivilisation zum Kapitalismus.

Die andere Version ist eine Katastrophengeschichte: Jahrelang passierte nichts, obwohl der Beschluß, den magnetischen Berg auszubeuten, bereits 1926 im Zuge der Industrialisierungskampagne gefaßt worden war. Schließlich wurde die US-amerikanische Firma McKee beauftragt, die Pläne für das Werk auszuarbeiten – in zwei Monaten! Sie warf bald das Handtuch. Der erste Fünfjahrplan drohte zu enden, ohne daß eine Tonne Eisen aus Magnitogorsk den aberwitzigen Plan gestützt hätte. In abenteuerlicher Manier zimmerte man den ersten Hochofen zurecht, gerade rechtzeitig zur 17. Parteikonferenz im Februar 1932. Im ersten Jahr – bezeichnend für das gesamte im Entstehen begriffene Kombinat –, mußte er 550mal gestoppt werden; nach 21 Monaten riß man ihn ab. Daß nicht alles so funktionierte, wie die Pläne es vorsahen, war nicht das Problem; daß ganz Magnitogorsk ständig am Rande des Kollapses stand, schon eher. Die Führungsmannschaften wechselten; Inkompetenz war normal; die Produktionsziffern, besonders an Qualitätsstahl, lagen weit unter den Erwartungen; die Fluktuation in der Arbeitsbevölkerung war enorm; allein die Lagerhäftlinge und Zwangsarbeiter blieben, die »Freiwilligen« sahen sich in der Verbannung; der Stausee, das Wasserreservoir für Fabrik und Stadt, war in kürzester Zeit eine Kloake; die Versorgung war nicht nur mangelhaft, sondern katastrophal; die Behausung nicht besser; neben den Menschen bevölkerten über 10 000 Kühe, Schweine und Gänse ein Agglomerat aus Baracken, Fabrikanlagen, Straßen und Dreck, das den Namen »Stadt« schwerlich verdiente; Typhus, Malaria und Scharlach grassierten; die medizinische Fürsorge – nicht der Rede wert; die Schulen – unbeheizte Baracken; eine Funktionärselite bildete sich aber rasch und lebte in schöner Wohnlage mit herausgehobenem Lebensstil. Eine wirtschaftliche Rechnung

6 Vgl. Dazu *Sheila Fitzpatrick, Stalin's Peasants. Resistance and Survival in the Russian Village after Collectivization*, New York etc. 1994.

für das Unternehmen »Magnitogorsk« stellte niemand auf. Es zählte nur, daß überhaupt etwas dastand und produzierte; wer wollte schon kleinlich sein? Während des Aufbaus von Magnitogorsk kamen Tausende von Menschen ums Leben. Magnitogorsk – das Symbol des Sozialismus, des Stalinismus als Zivilisation.

Nach dem ersten Teil »Building Socialism« läßt Kotkin den zweiten unter dem Titel »Living Socialism« folgen. Er zeigt, wie das Leben in der neuen Stadt sich als Dauerprovisorium gestaltete. Zu keiner Zeit in den 1930er Jahren standen mehr als durchschnittlich vier qm Wohnfläche pro Person zur Verfügung. Jeder, der nach Magnitogorsk kam, verbrachte mehrere Jahre in Baracken, die – für 100 Personen geplant – häufig mit über 200 Menschen vollgestopft waren. Die hygienischen Zustände schrien (pardon) zum Himmel: Während es in den Baracken nur höchst mangelhafte Waschgelegenheiten gab, existierten 1939 acht funktionierende Dampfbäder, die 1,36 Millionen Personen bedienen mußten (das macht durchschnittlich sieben Bäder pro Person und Jahr). Die Fertigstellung des ersten steinernen Wohnblocks war ein Ereignis. Insgesamt, so Kotkin, blieb das Wohnungsproblem »desperate« (S. 169). Folglich suchten die Bewohner die Arbeiterklubs auf, die anders als Baracken und Wohnungen im Winter manchmal geheizt waren, während in der Fabrik Berge von Kohle für die Produktion lagerten; oder man ging ins Kino oder ins Theater. Die Partei versuchte die Massen mit Hilfe ihrer »roten Ecken«, besonderen Plakatflächen oder Räumen für Propaganda, zu erreichen. Proletarische Kultur ließ sich kaum ausmachen, und so kommt Kotkin zu dem Schluß, daß »a new, cultured and socialist way of life was to arise not only through the work conducted in the red corners, clubs, and other cultural institutions but from the influence of the totality of the urban environment on the inhabitants« (S. 187 f.). Was im einzelnen nicht existierte, schuf das Ganze, meint Kotkin.

Die große Frage nach diesen Beschreibungen lautet für den Autor: Was trieb die Bevölkerung von Magnitogorsk dazu, diese Zustände zu akzeptieren? Was brachte das ehemals revolutionäre Proletariat dazu, diese Misere hinzunehmen, ja diesen Sozialismus widerspruchslos zu unterstützen? In dem Kapitel »Speaking Bolshevik« meint Kotkin die Antwort gefunden zu haben. Knapp zusammengefaßt liest es sich so: Die sich im Verlauf des ersten Fünfjahrplans durch zahlreiche aufsteigende Neulinge sozial neuförmierende Arbeiterklasse suchte und erhielt ihre Identität durch die Arbeit im Betrieb und durch die vom Regime gelenkte Suggestion, sie sei die Vorhut der Bewegung. Die auch in Magnitogorsk lebendige Stachanov-Bewegung habe zusätzlich zu dem proletarischen Elitenbewußtsein beigetragen. Auch für den soeben erst aus der Elementarbildung in die Fabrik entlassenen Arbeiter hieß die Parole: »Ich lese, schreibe und löse Probleme« (S. 214). Das Kombinat bildete die Heimat (»rodnoj zavod«), das System bot Bildung, man arbeitete am großen sozialistischen Projekt, vereint durch Sturm- und Stoßarbeit, die Identität als »sowjetischer Arbeiter« im Labor des Sozialismus gab das Gefühl von Macht. Dies zusammengenommen sei der Grund, warum die Arbeiter dieser Stadt in erstaunlichem Maße die phrasenhafte Sprache der Bolschewiki übernommen hätten. »Speaking Bolshevik« war Teil der mit dem Stalinismus verbundenen Identität. Diese Identität wurde weder durch die mangelhafte Versorgungslage noch durch den weitgespannten Schwarzmarkt, ohne den es kein (Über-)Leben in Magnitogorsk gab, erschüttert. Feindbilder entstanden leicht: Saboteure und Feinde unterminierten die Versorgung mit Nahrungsmitteln, unterschlugen Gelder, sicherten sich Privilegien, schoben sich Wohnungen zu. Am Elend Magnitogorsks waren – so ließ sich leicht glauben – diese Elemente schuld, die sich außerdem mit dem ausländischen Trotzismus und/oder den Faschisten verbündet hatten.

Kotkin beschreibt, wie aus den Schwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus der Terror heraufzog. Von vornherein stellt er fest: Der Terror ist von der Führung eingeleitet, aber in Magnitogorsk von der Politischen Polizei und der Bevölkerung angenommen

und erweitert worden. Kotkins Schlußkapitel widmet sich dem Terror in Magnitogorsk, dem er eine gewisse Rationalität unterstellt. Es zeigt sich, daß die Parteisäuberungen seit Anfang der 1930er Jahre auch in dieser Stadt den (nicht geplanten) Auslöser für sich radikalisierte Maßnahmen bildeten, insbesondere seitdem Nikolaj Ežov auf zentraler Ebene dafür zuständig war. Mit seinem Wechsel auf den Vorsitz im »Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten« 1936 begann aus den Säuberungsschüben Terror zu werden. Dreimal ließ die Parteiführung die Mitgliedskarten austauschen, um allen »verdächtigen Subjekten« auf die Spur zu kommen. Staatsanwaltschaft und NKVD arbeiteten in Magnitogorsk eng zusammen. Die Maßnahmen gegen »Gesäuberte« wurden schärfer: Man stieß sie nach entwürdigendem Wühlen in ihrer Vergangenheit nicht nur aus der Partei, sondern übergab sie dem NKVD zur weiteren »Behandlung«, um sie der konterrevolutionären Tätigkeit zu überführen. Die UdSSR von aggressiven Kapitalisten umzingelt, die Partei von Verrätern unterwandert, der revolutionäre Aufbau des Sozialismus gefährdet – diese Vorstellungen waren nach Kotkin die allgemeinen Auslöser des Terrors. In dieser Atmosphäre begann sich Magnitogorsk im Terror zu »reinigen«. Versäumnisse, Fehler, Unfälle, Mißstände hatten Schuldige, die rasch als Trotzlisten, Saboteure, Verräter überführt werden konnten. Viele der Angeklagten meinten, die einzige Art, sich zu verteidigen, sei andere zu beschuldigen. Von Anfang an zeigte sich, daß Personen in Führungspositionen besonders gefährdet waren, weil sie leicht für Probleme im Betrieb und Alltag verantwortlich gemacht werden konnten. Auf dem Höhepunkt des Terrors 1937/38 wurde ein großer Teil des Fabrikmanagements verhaftet; einige Führungskräfte wurden erschossen. Dasselbe Schicksal erlitten Parteileute aufgrund von Organisationskämpfen untereinander, das Führungspersonal der Wohnungsbaugesellschaft, der Versorgungsbehörden und anderer Institutionen. Die Kampagnen für mehr Wachsamkeit schlugen schließlich auf die Verfolger zurück, die nicht wachsam genug gewesen waren: Der örtliche Staatsanwalt, die NKVD-Führung, die Säuberer in der Partei, sie wurden nun ebenfalls verhaftet, viele erschossen. Daß sich der Terror in Magnitogorsk ausweitete, hatte auch in Rivalitäten zwischen NKVD und Staatsanwaltschaft seinen Grund: Sie waren Verhaftungskonkurrenten. Schien sich 1938 der NKVD gegen die Justizbehörde durchzusetzen, so war mit den Verhaftungen innerhalb der Politischen Polizei das Abebben des Terrors eingeleitet: »the terror was ended« (S. 341).

Mit diesem Buch liegt erstmals eine gründliche Lokalstudie über die 1930er Jahre vor. Mit großem Quellenaufwand vermag Kotkin zwischen der zentralen und der lokalen Ebene zu vermitteln. Was er beschreibt, ist weitaus mehr als eine Stadtgeschichte im Stalinismus, mehr als Arbeitergeschichte, mehr als die Beschreibung der Vergesellschaftungsprozesse in einem bestimmten (städtischen) Raum, und er geht weit über die berühmten Erinnerungen John Scotts hinaus, jenes amerikanischen Arbeiters, dessen Aufzeichnungen lange Zeit als erstklassige Quelle zur Entwicklung von Magnitogorsk und zum Leben im Stalinismus galten.⁷ Kotkin selbst hat seine Studie sehr hoch angesiedelt, indem er sie als Untersuchung einer »Zivilisation« bezeichnete. Worin liegt der innovatorische Aspekt über die großartige Beschreibung der Lebensumstände hinaus? Kotkins Arbeit weist, hier Thurston ganz ähnlich, die Meinung zurück, zwischen der stalinistischen Führung und der Bevölkerung habe ein Verhältnis von Knechtschaft bestanden. Das Beispiel Magnitogorsk zeigt frappierend, wie die Bevölkerung selbst unter widrigsten Umständen den Verursachern der Misere die Stange hielt. Stalinismus erscheint hier als eine Zivilisation im Sinne des gezielten Aufbaus der sozialistischen Gegenwart zum Kapitalismus, als eine Gesellschaft der stillschweigenden Übereinkunft zwischen Führung und Bevölkerung über das historische Projekt, als eine Gesellschaft der

7 John Scott, *Behind the Urals. An American Worker in Russia's City of Steel*, Bloomington etc. 1989.

Identitätsformierung mit daraus resultierenden Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsprozessen (wobei ein »Trotz alledem« und »Jetzt erst recht« die Rückschläge in Erfolge ummünzen sollte), als eine Gesellschaft der Schattenwirtschaft (die das Defizit der geplanten und die Leistungsfähigkeit der privaten Wirtschaft als zivilisatorisch zusammengehörig kennzeichnet). Zu dieser Zivilisation gehört, wie sich der städtische Raum halb geplant, halb spontan gliederte, wie er die Machtverhältnisse in der Stadt widerspiegelte und wie die Bevölkerung sich darin bewegte. Kotkins Stalinismus ist dieses in sich widersprüchliche Ensemble von räumlicher Ästhetik, Arbeit, Lager, Alltag, Identitätsbildung, Terror und vor allem Einordnung. In manchen Punkten treffen sich Thurston und Kotkin, und es hat den Anschein, als sei es nach diesen aus den Quellen erarbeiteten Bücher nicht mehr von der Hand zu weisen, daß der Stalinismus weitaus mehr Unterstützung erhielt als bisher angenommen. Bei Kotkin fällt auf, daß Widerstand nicht vorhanden ist, es sei denn, Widerstand besteht in der Organisation des Alltags am Gesetz vorbei wie in der massenhaften Schattenwirtschaft. Aber Kotkin meidet die überzogenen Schlußfolgerungen seines Kollegen. So spricht er von den angsterzeugenden Effekten der nächtlichen Verhaftungen (S. 346) und davon, daß der Terror Magnitogorsk bis in die Fundamente erschüttert habe (S. 349).

Doch sind gegenüber Kotkins Zivilisationsanalyse einige Einwände anzubringen. Zuerst stellt sich die Frage, ob das Beispiel Magnitogorsk dazu taugt, den Stalinismus zu repräsentieren. Es handelt sich zwar um eine hervorragende Lokalstudie, aber das sozialistische Experimentierfeld am Ural ist sicher nicht dasselbe wie etwa das kollektivierte Gebiet um Tambov. Sheila Fitzpatricks Buch über »Stalin's Peasants« sowie die grundlegenden Schriften von Stephan Merl zur sowjetischen Landwirtschaft, zum Kolchossystem und zur Landbevölkerung ergeben genügend Aspekte, den Stalinismus ganz unterschiedlich zu sehen. Selbst wenn man im städtischen Bereich bleibt, ist fraglich, ob Magnitogorsk dem repräsentativen Anspruch genügen kann, wenn man nur an eine Hafen- und Industriestadt wie Odessa denkt. Der wichtige Impuls des Buches dürfte darin bestehen, daß nun weitere Lokalstudien folgen. Weiterhin fällt auf, daß ein zentraler Bereich bei Kotkin nur aus zweiter Hand vermittelt wird: die Produktionsziffern und die Art, wie Arbeiter darüber sprechen. Das Magnitogorsker Metallurgische Kombinat ist hier auf eigentümliche Weise abwesend; Innenansichten des Betriebs finden sich kaum, obgleich die »Betriebskultur« einen wesentlichen Bestandteil der neuen Zivilisation ausmacht. So gleitet Kotkins großer Blick auf die Zivilisation über dessen Herzstück, das Werk und die von den Arbeitern darin verbrachte Zeit, etwas rasch hinweg.

Problematisch sind insbesondere Kotkins theoretisierende Ausführungen in den Kapiteln »Speaking Bolshevik« und über den Terror. Die von ihm verwendeten Begriffe werden nicht kritisch hinterfragt. So ist seine These von der Bildung einer neuen Identität plausibel; was aber, wenn es sich statt dessen um Disziplinierung handelte, da der Staat – was Kotkin keineswegs verschweigt – Zwangsmittel einsetzte, um seine Bürger auf Linie zu bringen? Die Identitätsthese wird von Kotkin selbst als »somewhat speculative« angesehen (S. 230); so kann er die Zweifel über das »doublethink« der Sowjetbürger nicht ausräumen. Auch im Abschnitt über den Terror kommen theoretischer Überbau und Beschreibung der Vorgänge nicht zueinander. Das liegt an Kotkins Theokratiethese: Die Partei habe sich als Ideologiewächterin gesehen, die sie in die Rolle der politischen Führerin gebracht habe. Staat und Partei mit ihren parallelen Instanzenzügen hätten nicht nebeneinander existiert, sondern die Partei leitete, »analogous to a church, resembled a kind of theocracy« (S. 293). Von der Theokratie schließt Kotkin auf die sakrale Aura der Partei, die sich auf alle Parteiaktivitäten ausdehnte und mit der Selbstaufopferung für die Partei endete. Die Säuberungen (»Čistki«) erhielten dadurch religiösen Charakter. Außerdem wärmt er die uralte Lenin-Floskel vom KP-Mitglied als Berufsrevolutionär wieder auf. Diese kirchenähnliche Partei mit militärähnli-

cher Hierarchie, von oben nach unten durchorganisiert (S. 296) und mit eiserner Disziplin und »absolute purity«, suchte sich selbst treu zu bleiben und löste damit den Terror aus. Dieser »Vorspann« hat, wie gesagt, mit den nachfolgenden Darstellungen Kotkins nichts zu tun und ist darüber hinaus veraltet. Spätestens seit den grundlegenden Arbeiten Hans-Henning Schröders – die Kotkin aber nicht kennt – über die Partei in den 1920er und zu Beginn der 1930er Jahre läßt sich eine solche Interpretation nicht mehr aufrecht erhalten.⁸ Das Theokratie-Postulat baut auch weder auf einer soliden Uminterpretation älterer Positionen auf, noch wird es begrifflich geschärft, sondern es wirkt wie eine Kulisse, die Kotkin für die Eingliederung des Terrors in die stalinistische Zivilisation braucht.

Der folgende Einwand wiegt schwer: Diese Zivilisation war gewaltsam. Die Tausenden von Toten, die diese stalinistisch-sozialistische Zivilisation kostete, sind Kotkin jedoch nur einen Satz wert und erhalten damit weniger Aufmerksamkeit als die städtische Müllentsorgung. Im Rahmen seines Zivilisationskonzepts stellt sich Kotkin nicht die Frage, ob und wie Gewalt zu dieser Zivilisation dazugehörte. Um so befremdlicher wirkt die Theokratiethese, die die Gewalt mystifiziert, anstatt sie als eine dem stalinistischen Aufbaukonzept inhärente Erscheinung zu werten. Kotkins Untersuchung wird dennoch ihren Platz in der Forschung einnehmen, weil sie dem Revisionismus, von dem oben die Rede war, eine neue Wendung gibt. Erstmals ist das Ineinandergreifen der verschiedensten Politik- und Lebensbereiche im Kontext des Stalinismus als ein miteinander vernetztes Ensemble beschrieben worden, und Kotkin hat deutlich herausgestrichen, daß dieses Regime auf die Unterstützung der Bevölkerung von Magnitogorsk setzen konnte. Gerade dieser Punkt der mentalen Einübung in den Stalinismus erscheint als wegweisend für weitere Untersuchungen.

Genau in diesem Zusammenhang sind Dokumente von größtem Interesse, die auf der (auto)biographischen Ebene Einsichten in den Prozeß des »Erlernens« des Stalinismus bieten. Gerade Tagebücher aus den 1930er Jahren können Aufschluß über die subjektive Seite des Lebens im Zeichen des Stalinismus geben.

Das von Jochen Hellbeck herausgegebene Tagebuch des tugendhaften Stepan Podlubnyj ist in dieser Hinsicht sehr erhellend. Der Verfasser, Sohn eines »dekulakisierten« und deportierten Bauern aus der Ukraine, fand sich seit 1930 mit falschen Papieren in Moskau ein, wo er, siebzehnjährig, eine Ausbildung in der Pravda-Druckerei begann. Das Tagebuch setzt im Mai 1931 ein. Es könnte unter dem Titel stehen: »Wie werde ich ein guter Stalinist?« Podlubnyj möchte durch harte Arbeit, Bildung, Übernahme der offiziellen Ideologie und strenge Systemloyalität vorankommen. Aber dieser selbstquälerische Ehrgeiz will mehr als das: Seine Anstrengungen zielen darauf, ihn zu einem »würdigen« Mitglied der Gesellschaft zu machen, das sich seiner unrühmlichen Herkunft und Vergangenheit nicht mehr zu schämen braucht, die er geradezu durch besonders herausragenden Eifer auszuliegen trachtet. Podlubnyj versteht seinen aufreibenden Weg keineswegs als Anbiederung, sondern als die einzige Möglichkeit, überhaupt zu einem Menschen zu werden. Genau dies kennzeichnet die Psyche des Tagebuch-Autors: Es ist kein anderes menschenwürdiges Dasein denkbar als unter den Prämissen der sowjetischen Gesellschaft der 1930er Jahre, die als Normen für die Herausbildung eines scheinbar sich selbst vervollkommenden Menschen gelten.

Bis in das Jahr 1935 erweist sich Podlubnyj als ein ehrgeiziger Aufsteiger und sich selbst Suchender, Mitglied des Komsomol, Aktivist und informeller Mitarbeiter des Ge-

8 Hans-Henning Schröder, *Industrialisierung und Parteibürokratie in der Sowjetunion. Ein sozialgeschichtlicher Versuch über die Anfangsphase des Stalinismus (1928–1934)*, Wiesbaden 1988; *ders.*, *Arbeiterschaft, Wirtschaftsführung und Parteibürokratie während der Neuen ökonomischen Politik. Eine Sozialgeschichte der bolschewistischen Partei 1920–1978*, Wiesbaden 1982.

heimdienstes: ein Stalinist, wie wir heute sagen würden. Im Verlauf des Jahre 1935 jedoch wandelt sich Podlubnyjs Einstellung. Da seine Herkunft aufgedeckt wird, lebt er in der ständigen Angst vor Verhaftung und Verbannung. Das Tagebuch zeugt von der erdrückenden Bürde, als Entlarvter zu leben, aber dennoch dem System zu Diensten sein zu wollen, um nicht in seiner »Menschwerdung« gehemmt zu sein. Das Leben wurde dem ambitionierten Kulakensohn unerträglich bis hin zum Todesfatalismus. Podlubnyj, anfangs ein sich selbst immens fordernder Schüler des Systems, der an seine eigene Umgestaltung zum stalinistischen »Neuen Menschen« glaubt, wird zu einem Dahintreibenden, in allen Aktivitäten Gelähmten. Das Tagebuch bricht vor seiner Verhaftung ab. Was die Lektüre so interessant macht, ist die Tatsache, daß die mühsame Prozedur der Selbstfindung Podlubnyjs in einer Wechselwirkung mit der Entwicklung des Stalinismus steht: So lange der Verfasser aufrichtig an seine Zukunft im Rahmen der vorgegebenen Denk- und Verhaltensnormen glaubt und ihnen mit allen (indes begrenzten) Kräften nachstrebt, solange scheint sein Leben einen für ihn guten Verlauf zu nehmen. Mit den Zweifeln an der »Karriere«, deren äußerlicher Anlaß seine »Entlarvung« als Kulakensohn ist, beginnt der unaufhaltsame Abstieg, zeitlich eingebettet in den anhebenden Aufschwung des Terrors. Die Enttarnung und die nachfolgende Entfernung Podlubnyjs aus dem Komsomol macht zweierlei deutlich: Das System beraubt sich eines seiner eifrigsten Schüler und die subjektive Wahrnehmung Podlubnyjs erhält einen solch irreparablen Knacks, daß er das Jahr des heftigsten Terrors – 1937 – bis auf einige Aufzeichnungen am Jahresende im Tagebuch ausläßt.

Podlubnyjs Grunddilemma, die Suche nach der eigenen Identität, zieht sich durch das gesamte Tagebuch. Es bestimmt sein Verhältnis zu anderen Menschen: Der Sohn bricht mit dem Kulakenvater, dem Repräsentanten der überkommenen Ordnung. Die Mutter hält er aber für harmlos unpolitisch und steht zu ihr. Ihre Verhaftung Ende 1937 bringt einen krassen Wandel hervor: Zuvor in einer kraftraubenden Anpassungsleistung befangen, die Podlubnyj fast ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, löst er sich seit 1937 von seinem loyalistischen und auf persönliche Optimierung ausgelegten Egozentrismus, macht sich Gedanken über das Verhältnis von System und Menschen und betrauert nun das Alleinsein des Stigmatisierten. Und dennoch bleibt Podlubnyj mental ein Gefangener des Systems: Das Ende seines »Bildungsromans« und sein Scheitern beim Versuch, ein gutes Mitglied der vollkommensten aller Welten zu werden, führt nicht zu einer Ablehnung des Systems, sondern zu fortgesetzten Selbstbefragungen.

Zusammen mit den von Garros/Korenevskaya/Lahusen herausgegebenen Aufzeichnungen – Auszüge aus dem Tagebuch von Podlubnyj sind auch hier abgedruckt –, sowie unter Berücksichtigung der Reportagen des Journalisten Hochschild über das Nachwirken des Stalinismus, ergeben sich folgende Aspekte:

- Der bei Podlubnyj beobachtbare Wunsch nach »Menschwerdung« im Rahmen des Systems ist kein Einzelfall; er findet sich ebenfalls in anderen Tagebüchern (vgl. besonders die Aufzeichnungen L. A. Potemkins in dem Band von Garros u. a.). Die subjektive Aneignung des Stalinismus wird damit eindringlich belegt. Persönlichkeitsentwicklung und Einordnung in den Stalinismus scheinen für viele synonym gewesen zu sein, wobei diese Haltung keineswegs nur als der versteckte Wunsch nach Karriere innerhalb des Systems gedeutet werden sollte, wie dies – dazu gleich näheres – David L. Hoffmann tut.
- Die eigene Vervollkommnung und die Stigmatisierung der »Anderen« stehen in einem unmittelbaren Verhältnis: Je stärker das »triumphierende Selbstbewußtsein« (Garros u. a., S. 270), desto triumphaler die Vernichtung der Opponenten im persönlichen wie im allgemein politischen Bereich. Der Preis für den zu erringenden Triumph besteht in gestörten sozialen Bindungen, häufig in der Unfähigkeit, als sozia-

les Wesen zu agieren. Die meisten der Tagebuchschreiber, gleichgültig ob Anhänger des Stalinismus oder in Distanz zu ihm stehend, leiden unter höchster psychischer Anspannung und zerrütteten Nerven, worüber sie wiederholt und ausführlich berichten.

- Nur die wenigsten Aufzeichnungen betonen das Zerstörerische des stalinistischen Regimes und stellen es mit Kategorien der Moral in Frage; nur in einem Fall (Tagebuch der L.V. Šaporina) werden die Dinge sprachlich aus der Position des inneren Widerstands formuliert. Die Regisseurin Šaporina, geprägt von der vorrevolutionären Intelligencija, benutzt die Kategorien einer historisch und ethisch »überholten« Welt, um die Vorgänge während der 1930er Jahre aus dieser Perspektive zu beschreiben. Ihre erschütternden Aufzeichnungen zeugen in Sprache, Blickwinkel, Emotionalität und Standpunkt von einer Welt, die den Podlubnyjs, Potemkins und vielen anderen »Stalinisten« als verachtenswert erschien, ja die es psychisch und physisch zu liquidieren galt. Šaporina spricht von Mord, wo andere bestenfalls von Erschießung sprechen würden (Garros u. a., S. 351). Was den »Stalinisten« kaum erwähnenswert scheint, treibt Šaporina um: »Es würgt in meinem Hals, wenn ich höre, wie gelassen die Leute sagen: Er wurde erschossen, der und der wurde erschossen, erschossen, erschossen. Das Wort ist immer in der Luft, es hallt in der Luft wieder. Die Leute sprechen die Worte völlig ruhig aus, als würden sie sagen ›Er ist ins Theater gegangen‹« (Ebd., S. 352). Auch der 1885 geborene sibirische Bauer A. S. Aržilovskij, geprägt von der Zeit vor 1917 und von der langjährigen Lagerhaft danach, beschreibt den Terror hellsichtig und sarkastisch. Offensichtlich bedurfte es der Sozialisation in zaristischer Zeit, um das Ungeheuerliche des Terrors zu empfinden (vgl. Hochschild, S. 55 f.). Verstehen konnten ihn auch Šaporina und Aržilovskij nicht, ebensowenig wie die von Hochschild befragten Zeitzeugen. Wie brüchig der vorrevolutionär geprägte Humanismus indes war, zeigen die antisemitischen Äußerungen Šaporinas.
- Die Flucht aus den Bedrängnissen erfolgt in vielen Aufzeichnungen auf ähnliche Weise: als Rückkehr in die Vergangenheit. Ob das heimatliche Dorf, die Kindheit, die Religion oder der russische Patriotismus, es handelt sich um rückwärtsgewandte innere Emigrationen, die der unverständlichen Gegenwart das Aufgehobensein in der Vergangenheit entgegensetzen. Selbst Podlubnyj kehrt zuletzt mit wärmeren Gefühlen in das zuvor verachtete Dorf zurück, aus dem er und seine Eltern vertrieben worden waren. Seine Kindheit vergoldet sich ihm im Angesicht der bedrohlichen Gegenwart.
- Insgesamt fällt auf, wie wenig von dem berichtet wird, was den Stalinismus im historischen Rückblick zentral kennzeichnet: Terror, Willkür und Gewalt. Dies stellt den Quellentypus »Tagebuch« in Frage. Es scheint, daß einigen selbst im Tagebuch nur die normierte und konforme Sprache des Stalinismus aus der Feder floß. Aus den Einleitungen zu den Dokumenten in dem von Garros u. a. herausgegebenen Band geht leider meist nicht hervor, warum, für wen, mit welchem »Geheimhaltungsgrad« die Tagebücher angefertigt wurden.

Eines jedoch können die Aufzeichnungen und auch die Zeitzeugenbefragungen Hochschilds sicherlich mitteilen: Auf welche Weise, auch mit welchen Folgen für die Personen, die Einübung in den Stalinismus vonstatten ging, wie weit sie gehen konnte und wie das Regime machtvoll auf eine aneignungswillige Bevölkerungsgruppe setzen konnte. Diese subjektive Seite des Stalinismus auszuleuchten ist das große Verdienst der Herausgeber der angeführten Bände.

David L. Hoffmanns Untersuchung aus dem Jahr 1994 kann nach den genannten Publikationen inhaltlich und methodisch bereits als größtenteils überholt gelten. Es sei hier

lediglich die Frage gestellt, was sich aus Hoffmanns Arbeit an Einsichten über den Stalinismus ergibt. Dies ist deshalb gerechtfertigt, weil das Buch im Titel erheblich mehr verspricht, als es inhaltlich zu halten imstande ist.⁹ Hoffmanns Grundthese lautet, die rund 23 Millionen bäuerlichen Arbeitskräfte, die zwischen 1926 und 1939 in die Industriezentren strömten, seien gegen die offizielle Propaganda für den neuen sozialistischen Menschentypus weitgehend immun gewesen, hätten sich nach dörflich-bäuerlichen Gebräuchen in den Fabriken und Städten eingerichtet und den Staat insgesamt verbäuerlicht. Zudem sei keine Klassensolidarität entstanden, weil innerhalb der Industriearbeiterschaft Spannungen zwischen den neu angekommenen Bauern und den Proletariaten existierten. Ähnlich wie Fitzpatrick in ihrem Buch über Stalins Bauern¹⁰ hebt Hoffmann die Widerständigkeit der Arbeiter »zwischen Feld und Fabrik«, wie man deren Stellung im Zarenreich beschrieben hatte, hervor, nur mit dem Unterschied, daß es sich in den 1930er Jahren um bäuerliche Dauerbewohner der Städte handelte. Tendenziell bestreitet Hoffmann den enormen Anpassungswillen der Bevölkerung und das weitverbreitete Mitmachen im Rahmen des Gewaltsystems, wie es aus Kotkins Buch und den Aufzeichnungen Podlubnyjs deutlich wird. Es scheint jedoch, daß Hoffmann mit seiner auf die Makroebene bezogenen Lokalstudie den »Identitäten« nicht gerecht wird. Wir erfahren, daß es zuhauf Bauernarbeiter mit eigenen Umgangs-, Organisations- und Arbeitsformen gegeben hat, aber wie dies auf die Entwicklung des Stalinismus durchschlug (wofür Moskau ein hervorragender Untersuchungsfall wäre), das lesen wir in anderen Arbeiten ausführlicher und präziser.¹¹

Einen ganz anderen Ansatzpunkt, dem Wesen des Stalinismus näherzukommen, wählt Ralf Stettner. Der Totalitarismus-Theorie anhängend, ist es sein einleitend bescheiden formuliertes Ziel, eine Gesamtdarstellung des »Archipels GULag« zu liefern, die es bisher auf der Basis des im Westen veröffentlichten Materials noch nicht gibt. Stettners Buch ist gleichsam das kommentierte Register zu Solschenizyns Klassiker mit vornehmlich organisationsgeschichtlichem Ansatz. Die unübersichtliche Verwaltung des »Archipels« mit all ihren Änderungen seit der Einrichtung von Lagern im Jahre 1918 bis in die 1930er Jahre hinein stehen im Zentrum der Untersuchung. Hier kann sich Stettner auf eine Arbeit von Michael Jakobson stützen, die die komplizierte Verwaltungsstruktur nachzeichnet und vor allem darlegt, wie sehr der Lagerkomplex immer mehr zu einem Wirtschaftsunternehmen wurde.¹² Während die Studie Jakobsons jedoch 1934 endet, geht Stettner bis zur Auflösung der meisten Lager im Jahr 1956.

Stettners systematisierende Kapitel gliedern die Vielfalt der Lager, ihre Entstehungszeiten, Verwaltungszugehörigkeiten, auch die stets wechselnden Benennungen. Der Leser erfährt, welches Lager, welcher Lagertyp wann welchem Volkskommissariat unterstand – was zuvor in der Tat noch nicht aufgelistet war. Diagramme im Anhang klären, was selbst der Text zuweilen an Übersichtlichkeit nicht erreicht. Stettner stellt knapp die unterschiedlichen Lagertypen dar: Besserungsarbeitslager, Katorgalager, Speziallager

9 Hoffmanns Untersuchung geht in vielem nicht über den Stand der einschlägigen Literatur hinaus. Mit der vorliegenden Sekundärliteratur setzt er sich kaum auseinander. Die außerhalb des anglophonen Sprachraums veröffentlichten, z. T. gewichtigen Untersuchungen kennt er nicht. Ob es eine Identität oder viele Identitäten gibt, bleibt offen (vgl. Buchtitel und S. 190); die dringend erforderliche Klärung des Begriffs »Identität« und der Herangehensweise fällt zu schmal aus; es wird nicht klar, ob Hoffmann eine allgemeine Geschichte der bäuerlichen Arbeiter oder eine Fallstudie über Moskau anstrebt. Im Vergleich zu Kotkin offenbaren sich die Mängel deutlich.

10 Fitzpatrick, *Peasants*.

11 Vgl. den Literaturbericht von Jörg Baberowski, *Wandel und Terror: Die Sowjetunion unter Stalin 1928–1941*. Ein Literaturbericht, in: JGO 43, 1995, S. 97–129.

12 Michael Jakobson, *Origins of the Gulag. The Soviet Prison Camp System, 1917–1934*, Lexington 1993.

(nach dem Zweiten Weltkrieg), Straflager, Frauenlager, Prüf- und Filtrationslager u. a. Wir erfahren von SLON, dem Lager der Geheimpolizei auf den Soloveckij-Inseln im Weißen Meer bereits in den 1920er Jahren sowie über verschiedene Lagergebiete von z. T. riesigen Ausmaßen in der Stalin-Ära: Kolyma, Workuta, BAMLag (zum Bau der Bajkal-Amur-Magistrale) u. a. Den Streit zwischen dem Volkskommissariat für Justiz, (bzw. für Innere Angelegenheiten) und der Sicherheitspolizei (ČK, GPU, OGPU), welche Institution die Aufsicht über die Lager und die Insassen führen sollte, hält Stettner für zentral. Schon 1922 habe sich erwiesen, daß der NKVD »die maßgebliche Institution für das Zwangsarbeitslagersystem« war (S. 64). Nach der Auflösung des Innenkommissariates ging die Aufsicht an das Volkskommissariat für Justiz über, bis die Lager 1934 – im Zusammenhang mit der Verwaltungsreform, die den NKVD auf höchster Ebene (Unionsebene) schuf – dem Innenkommissariat unterstellt wurden. Die Hauptverwaltung für die Lager (GULag) war eine Abteilung im Innenkommissariat. 1938, nach der Absetzung des zuständigen Nikolaj Ežov, wurde sie unter Berija reformiert.

Stettner klärt die Unterschiede zwischen Besserungs- und Zwangsarbeit und zeigt, daß seit spätestens 1934 von Besserungsarbeit nur noch in administrativ und quantitativ nicht relevanten Bereichen die Rede ist. Zwangsarbeit (»prinuditel'naja rabota«) ist nun der geläufige Terminus. Stettner folgt Jakobson auch in den Punkten, die den »Wirtschaftsgiganten« GULag betreffen. Seit 1928 sei das Lagersystem in die Wirtschaftspläne einbezogen und zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor geworden. Die Erfahrungen im Wirtschaftsbereich, die zahlreiche Mitarbeiter der Geheimpolizei bereits in den 1920er Jahren mit SLON gemacht hätten, ließen sich im Stalinismus weiterführen. Ob es Hauptverwaltungen für bestimmte Wirtschaftszweige innerhalb des Lagersystems gegeben hat (für Wegebau, Holzindustrie u. a.) kann Stettner nicht klären; er hält dies aber für wahrscheinlich. Für die Insassen im »Lagerpunkt«, der untersten Ebene der Lagerverwaltung, waren die großen Zusammenhänge häufig nicht erkennbar. Sie lebten unter erbärmlichen Bedingungen. Stettner beschreibt sehr knapp das Verhältnis der in verschiedene Kategorien eingestuften Insassen untereinander, namentlich das der Kriminellen und der »Politischen«, sowie die wichtigsten Bereiche des Lebens – Ernährung, Unterkunft, Bekleidung und Kontakt zur Außenwelt.

Folgt man Stettners selbst formuliertem Anspruch, so stellt dieses Buch für die Forschung in der Tat eine Bereicherung dar. Es mag als Handreichung für jene dienen, die sich rasch über bestimmte Fragen zum »Archipel GULag« kundig machen wollen. Letztlich geht es Stettner – entgegen seinen Aussagen – nicht um eine neutral-systematische »Gesamtdarstellung des Herrschaftsinstruments und Wirtschaftssystems GULag« (S. 20), sondern darum, insbesondere der deutschen Forschung eine Seite des Stalinismus vorzuführen, die diese vernachlässigt habe. Zugleich wendet er sich verschiedentlich gegen Vertreter der neueren Stalinismusforschung, womit implizit eine Interpretation des Stalinismus geliefert wird. Ganz neutral systematisierend wird wohl niemand ein Buch über die sowjetischen Lager schreiben können.

Die Einwände, z. T. Fragen, die sein Buch aufwirft, beziehen sich auf folgende Punkte: 1. Stettner sieht eine Kontinuität von den frühen Lagern nach der Revolution, einschließlich der Konzentrationslager, die als Begriff erstmals 1918 auftauchen, bis in den Stalinismus hinein (S. 43, 51, 70 u. passim). Unter dem Blickwinkel der Organisationsgeschichte wird das Phänomen »Lager« jedoch de-kontextualisiert. So wird beispielsweise der Bürgerkrieg nicht erwähnt. Von Anfang an, so Stettner, waren die Lager Herrschaftsinstrumente. Auf diese Weise seien die Verhältnisse nach 1918 die gleichen »wie später im GULag« gewesen (S. 81). Stettner verharmlost – gegen seine Absicht! – die stalinistischen Lager durch das Kontinuitätspostulat, weil er damit nicht mehr begreiflich machen kann, was das Besondere der späteren Lager war. Hier offenbart sich das

Dilemma jeglicher herrschaftbezogener Argumentation, die kein »Mehr« an Inhumanität im Stalinismus erkennen kann, sondern nur statischen Herrschaftswillen sieht.

2. Seit etwa 1928 kam die verstärkte Ökonomisierung der Lager hinzu. Stettner vertritt die Ansicht, das Lagersystem sei für die Sowjetwirtschaft ökonomisch von größter Wichtigkeit gewesen. Schaut man jedoch genauer hin, so fehlt es an den Belegen für diese These. Das schmale fünfte Kapitel zeigt die Schwierigkeit: Daß es einen Zusammenhang von Terror, Massenverhaftungen und Personalwirtschaft des GULag gegeben hat, kann Stettner nicht nachweisen. Er stellt die Frage: »Wie sah nun der Zusammenhang von Personalanforderungen, Verhaftungspraxis und Verteilung der Häftlinge konkret aus?« (S. 178), um die von ihm vertretene These von der ökonomischen Rationalität des Lagersystems zu begründen. Eine Antwort gibt es aber nicht, lediglich den Verweis auf die ältere Literatur. Damit ist der Leser zurückverwiesen auf eine Antwort, die er schon kennt – ein Zirkelverfahren.

Stettner überzeichnet die Leistung des Lagersystems. Es kann zwar nicht in Abrede gestellt werden, daß Kohle, Erdöl und Gold von Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern gefördert wurden, doch sollte die Kapazität der freien Arbeit nicht unterschätzt werden. Exemplarisch zeigt sich dies am Beispiel Magnitogorsks. Kotkins Studie hat bewiesen, daß dort *auch* Zwangsarbeiter tätig waren; aber diese haben die Stadt nicht errichtet. Dasselbe wird man gegen Stettner für andere Städte und Industriebranchen einwenden müssen. Dahinter steckt die Grundthese Stettners, nach der die Sowjetunion »ein gigantisches Arbeitszwangssystem« war (S. 94). Gerade die These aber, daß man verhaftet habe, damit es billige Arbeiter im Lager gebe (S. 122, 175, 284), ist in dieser Intentionalität nicht zu belegen. Die volkswirtschaftliche Leistungsbilanz der Lager sah trübe aus. Der in diesen Dingen versierte Berija wollte sie deshalb Anfang der 1950er Jahre auflösen.¹³ Wenn Stettners Argument von der ökonomischen Rationalität stimmte, warum hätte man die Lager nach Stalins Tod abschaffen sollen? Es waren politische Entscheidungen, die das Lagersystem bedingten, sich entwickeln ließen und die später zu dessen Abschaffung führten. Der Wahn des Stalinismus bestand darin, daß er gewaltige materielle wie menschliche Ressourcen und Potentiale vernutzt hat, ohne sie effizient einzusetzen.

3. Als intentional herbeigeführt deutet Stettner auch das Sterben der Opfer: »Organisation der rücksichtslosen Ausbeutung der Arbeitskraft« (S. 133), gezielte »Vernichtung der Eliten« (S. 324) – dies erklärt nach seiner Ansicht die hohen Todesraten. Wiederum handelt es sich um eine These, die des Beweises bedarf. Stettner fügt keinen Beleg an, einen Beschluß des Politbüros etwa, der explizit von Vernichtung der Eliten spricht oder von der Vernichtung durch Arbeit. Um letzteres mit Bestimmtheit sagen zu können, wäre zudem eine detaillierte Analyse der Arbeit in den Lagern sowie der Ideologie der Arbeit vonnöten. Dies leistet aber Stettners organisationsgeschichtliche Studie nicht.

4. Über das Leben im Lager erfährt der Leser sehr wenig. Gerade dieser zentrale Teil, den auch Stettner für seine These vom Lagersystem als Herrschaftsinstrument und Wirtschaftsgigant benötigt hätte, kommt über allgemeine Aussagen nicht hinaus. Der »Tod im Lager«, der als Massenerscheinung die stalinistischen Lager kennzeichnet, wird auf elf Zeilen abgehandelt. Zuzustimmen ist Stettner darin, daß er die kolonialisatorischen Effekte des stalinistischen Lagersystems hervorhebt: Große mangelhaft erschlossene Gebiete sind durch Zwangsarbeit zugänglich und wirtschaftlich ausgebeutet worden. Für die eingesessene Bevölkerung habe sich das Lagersystem als »Sowjetisierung« ausgewirkt.

Insgesamt leidet Stettners Studie unter der Ambivalenz des Anspruchs. Die Beschränkung auf westlichsprachiges Material wirkt sich zudem verengend aus. Eine Diskussion der Quellen findet nicht statt; jede – auch noch so obskure – Quelle ist recht. Die Aus-

13 Amy Knight, Beria. Stalin's First Lieutenant, Princeton 1993, S. 183–186.

einandersetzung mit der jüngeren Stalinismusforschung, insbesondere mit Gábor T. Rittersporn, beschränkt sich auf Ablehnung. Dessen auf sowjetischen Quellen beruhende Aussagen werden nicht diskutiert. So bleibt mit Blick auf Stettners Buch ein ambivalentes Ergebnis: hilfreich als Handreichung zum GULag (wie der Verfasser es wollte), nicht weiterführend im Sinne der Stalinismusdebatte.

Abschließend sei ein Sammelband vorgestellt, der sich einem bisher wenig erforschten Bereich widmet: »Culture and Entertainment in Wartime Russia«. Aus den insgesamt zwölf schmalen Beiträgen, u. a. über die »Pravda« im Krieg, die Frontberichterstattung, das Radio, Kino, Volkslied, die Theaterprogramme und die Unterhaltung an der Front, geht hervor, daß der Zugriff des Staates auf die Kultur im Krieg nachließ. Künstler und Journalisten hatten mehr Freiräume zur Verwirklichung ihrer Vorstellungen. Peter Kenz bringt die Ironie, zumal mit Blick auf die zunehmenden Kontrollmechanismen in anderen kriegführenden Ländern, auf den Punkt: Im Vergleich mit den vorangegangenen Jahren bildete die Kriegszeit eine »Oase der Freiheit« (S. 173). In den mehr deskriptiv als interpretierend angelegten Aufsätzen bestätigt sich diese zugespitzte Aussage. In einem Beitrag wird am Beispiel der Komponisten Prokofiev und Šostakovič das Problem der »klassischen« Musik im Krieg skizziert. Der Aufsatz über die sowjetische Ikonographie des Deutschen konstatiert erwartungsgemäß »an exceptionally negative image of the enemy« (S. 141), wobei »der Deutsche« als Gegner angesehen wurde. Die Mischung aus »official propaganda and popular instinct« habe, neben dem Vernichtungskrieg der Deutschen, die Greuelthaten sowjetischer Soldaten im besetzten Deutschland mitverursacht (S. 152). Hervorzuheben ist der Beitrag von Rosalinde Sartorti. Ihr Thema sind die rund 10 000 »Helden der Sowjetunion« (darunter etwa 90 Frauen). Die berühmtesten Beispiele werden angeführt und hinterfragt bzw. dekonstruiert. An der »Sowjetheiligen« Zoja Kosmodem'janskaja läßt sich feststellen, daß Geschichtswissenschaft den Mythos nicht zerstören kann, weil sich die Menschen einen Sinn erfinden, den sie in die Figur hineinlegen. Hier blitzt eine theoriegeleitete Fragestellung auf, die den anderen Beiträgen leider fehlt.